Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 10

Artikel: Gedenkrede auf Gottfried Keller
Autor: A.V.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667666

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wie jener andere. Er näherte sich dem Glokkenstrang, der durch eine hölzerne Röhre vom Türmchen in die Kapelle hing, und begann daran zu ziehen, mit aller Kraft. Diesmal blieb das Glöcklein nicht stumm in seiner Stube, feierlich schlug es an und trug Josuas Dankgebet durch das Bergtal. Die Hirten der umliegenden Alpen sprachen noch lange von dem rätselhaften Abendläuten und glaubten, es habe Anians Sterben gegolten, und ein Unsichtbarer habe es vollbracht.

Beim Abendessen eröffnete Josua der Mutter, er habe im Sinn, am folgenden Tag in die Stadt zurückzukehren. Es sei endlich für ihn an der Zeit, an seine Studien zu denken.

Gedenkrede auf Gottfried Keller.

(Gehalten in der Predigerkirche zu Zürich, am 11. Juli 1919, gedruckt zur Erinnerung an den 35. Todestag des Dichters, den 15. Juli 1890.

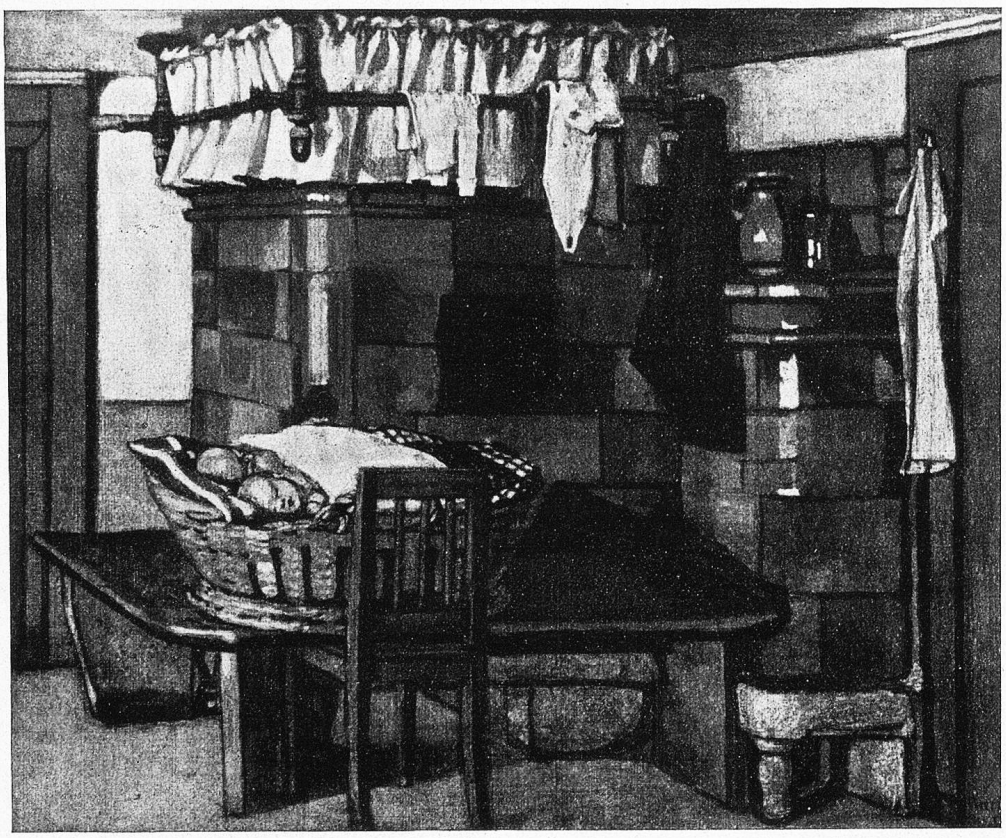
„Ein Tag kann eine Perle sein
und ein Jahrhundert — nichts."

singt unser Gottfried Keller. Unter den Perlen versteht er die kostbaren Ereignisse, welche irgendeine große Sehnsucht der Völker oder der gesamten Kulturmenschheit erfüllen, einer bedeutsamen Entwicklung den vorläufigen Abschluß geben. Er verschmähte es nie, seine dichterische Kraft in den Dienst solcher Ereignisse zu stellen, eine politische Tagung zu besingen, die Annahme einer neuen Verfassung poetisch zu feiern; ja, Sänger-, Schützen- und Zunftfeste, sofern sie nur aus dem innern Bedürfnis des Volkes herauswuchsen, erschienen ihm solcher Verherrlichung würdig. Aber auch den hundertsten Geburtstag Schillers und Beethovens hat er mit gehobener Teilnahme gefeiert, wohl wissend, was solche Persönlichkeiten, die das Licht der Vergangenheit wie der Gegenwart in sich aufnehmen und schon deshalb wie Sterne in die dunkle Zukunft hinaus zu leuchten vermögen, für die Förderung wahren Menschentums bedeuten.

Darum werden seine Manen es uns trotz seiner tiefen und echten Bescheidenheit nicht verübeln, wenn wir die Perle seines Geburtstages für einen Augenblick aus dem Schatzkästlein der Erinnerung herausnehmen und uns an ihrem warmen Glanz erfreuen. Denn für uns, vor allem für die studierende Jugend, die er geliebt und in deren Hände er im „Martin Salander" symbolisch die Geschicke des Vaterlandes gelegt hat, ist die Persönlichkeit Gottfried Kellers, wie sie sich in seinen Werken und seinem Wirken ausdrückt, ein Gewinn. Keiner von unsern Dichtern hat so innig und verständnisvoll wie er mit unserm Volke gelitten und sich gefreut; keiner hat Schäden und Mißbräuche, aber auch unsere Vorzüge und Tugenden so genau gekannt wie er — Jeremias Gotthelf ausgenommen. Allein im Gegensatze zu diesem betrachtet er es als die Aufgabe des Dichters, „über dem Volke zu stehen, von welchem und zu welchem er spricht." Seine Darstellung soll nicht die Laster seines Gegenstandes an sich tragen, sondern vielmehr darauf ausgehen, Unvollkommenes, Rohes und Mißbräuchliches in seinem Gebaren im poetischen Spiegelbild abzuschaffen, da es sich bei ihm wie bei Goethe und Schiller darum handelt, in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt herzustellen. Das hielt Gottfried Keller für des Poeten Pflicht. „Nicht nur das Vergangene soll er verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit verstärken und verschönern," daß die Leute den Glauben an sich selbst nicht verlieren. Tue man dies mit wohlwollender Ironie, so werde das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichsten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äußerlich. Kurz, man müsse dem allezeit tüchtigen Nationalgrundstock stets etwas *Besseres* zeigen, als er schon *ist*; dafür könne man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient.

Diesem von ihm als richtig erkannten Verfahren, das selbstverständlich Maß halten muß und nicht in eitle Schönfärberei verfallen darf, blieb Gottfried Keller zeitlebens treu, und daher wurde er unser größter Erzieher. Es ist dasselbe Verfahren, welches alle gute Erziehung einschlägt, somit auch die Keller'sche Verkörperin einer solchen, die prächtige Mutter Regel Amrain. Die schlimmen Erfolge des Mißtrauens erfuhr er am eigenen Leibe schwer genug, als er mit 15 Jahren ungerechter Weise aus der Schule ausgestoßen wurde und fortan auf Selbstbildung angewiesen war, nicht ohne später oftmals „schmerzlich durch die verschlossenen Gitter in den reichen Garten der reifern Ju-

gendbildung zu blicken, was ihn den Verlust nur doppelt empfinden ließ. Diese Erfahrung erklärt uns auch die ergreifende Wehmut, welche die Geschichte vom mißhandelten Meretlein im „Grünen Heinrich“ durchbebt. Wir fühlen es seinen Werken an, wie wahr Kellers Mitteilung an seinen ersten Verleger ist: er habe nie etwas hervorgebracht, was nicht den Anstoß aus seinem äußern oder innern Leben dazu empfangen hätte, und daher komme es, daß er nur wenig schreibe.



Marie Stiefel: Bauernstube.

Dies ist die Losung des Wirklichkeitsdichters. Wie kam er aber dazu, im deutschen Sprachgebiet der größte seiner Zeit zu werden? War es dem Kindlein schon eingeboren, als es dort unten beim Taufstein am 28. Juli 1819 die Segnung der christlichen Kirche empfing? Oder dem Jüngling verheißen, als er am Weihnachtstag 1835 in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wurde?

E i n g e b o r e n zweifellos. Sein Vater, ein weitgereister Drechsler, war ein begeisterungsfähiger Mann, der in Dingen der Politik und der Freundschaft zum Rechten sah und gelegentlich nicht üble Verse machte, wenn seine Seele in Schwung geriet. Selbst unbedeutenden Dingen wußte er einen Wert zu geben, und der Verkehr mit seiner Gattin weist auf einen außergewöhnlichen Zartsinn hin, wie wir ihn bei Gottfried wiederfinden. Die Mutter war bei aller Nüchternheit und allem praktischen Sinn, der sogar gewisse diplomatische Fähigkeiten im Verkehr mit schwierigen Menschen einschloß, vorbildlich durch ihre Geduld und die Fürsorge für ihre Kinder trotz beengend knapper Geldverhältnisse. Wie viel Kummer, Sorge und Enttäuschungen er seiner treuen Mutter bereitet hatte, vergaß der Sohn n i e.

Als er durch die Wahl zum Zürcher Staatsschreiber im Jahre 1861 endlich den Rank in ein geordnetes und auskömmliches Dasein gefunden hatte, war es auch sein innerstes Glück, der tapfern Mutter die an ihm geübte Liebe zu vergelten. Bezeichnend für seine innere Weichheit ist denn auch ein Bekenntnis aus dem Jahre 1879. Als er bei der Leichenfeier des Malers Ludwig Vogel zum erstenmal seit 44 Jahren die Predigerkirche wieder betrat und den Kir-

chenstuhl sah, wo seine Mutter zu sitzen pflegte, hätte er laut aufweinen mögen.

Verheißen ward ihm seine Dichterschaft weder von den Lehrern noch von dem Geistlichen, der ihn konfirmierte, was auch nicht nötig ist. Ebensowenig hat man sich darüber zu verwundern, wenn man bedenkt, wie wortkarg, ja verschlossen und trotzig Gottfried Keller als Knabe war, wie es bei Naturen häufig vorkommt, welche mit sich selbst ins Reine zu kommen und sich die Geheimnisse oder tiefern Zusammenhänge des Lebens zu erschließen suchen. Wertvoll war für ihn jedenfalls die Anerkennung, welche sich der Dreizehnjährige bei seinen Spielkameraden als Dichter von Puppendramen und Direktor eines Stubentheaters errang. Sodann die Freude, welche er an freiwilligen Aufsätzen und Malskizzen empfand, als er unfreiwillig der Schule entsagen mußte. Er flüchtete dafür in die Natur, der er als Kind schon geheimnisvollste Schönheit abzulauschen vermochte. Wir erinnern nur an seine schöngefaßten Landschaftseindrücke „Sommerferien 1832", die von seinem Aufenthalt bei seinem Oheim in Glattfelden herrühren und den Keimboden für die wundervollen Naturschilderungen im „Grünen Heinrich" abgaben. Wie er zu Hause und in der Nachbarschaft Gelegenheit hatte, mit phantastischen Käuzen und abergläubischen Frauen zu verkehren, lernte er auf dem Lande gesundes alemannisches Volk kennen, vor allem die lebhaften Kinder des Oheims und jene Frau, die später in Verbindung mit seiner eigenen Mutter das Vorbild zu „Regel Amrain" wurde, ohne daß ihm die Bekanntschaften einstweilen Stoff zu seinen Erzählungen und Dramen geliefert hätten; denn diese bewegten sich ganz in den Bahnen jugendlich räuberhafter Romantik, wie sie ihm seine starke, durch übermäßiges Lesen gesättigte Phantasie eingab. Wichtiger als seine Malstudien unter der Leitung eines geistesgestörten Künstlers wurde für ihn die Bekanntschaft mit Ariost und Homer, die ihm dieser vermittelte, und es ist interessant zu sehen, wie unter dem Einfluß dieser gesunden Poesie des Jünglings Malstudien im Skizzenbuch mehr und mehr verdrängt werden durch idyllisch malende Prosa-Schilderungen der nächsten Umgebung. Sie beweisen, wie er sich immer tiefer in die Natur versenkt und Eindrücke aus ihr schöpft, die sein ganzes Leben hindurch vorhalten. Wie ein Landschaftsmaler geht er zu Werke; zunächst hält er die Gegenden, in welchen er mit seiner Seele geweilt hat, mit wenigen skizzenhaften Zügen fest, um sie hernach in gesammelter Ruhe, frei aus dem Gedächtnis und der Stimmung heraus, liebevoll auszumalen. So entsteht das reine und tiefe Verhältnis zur Natur, das etwas später sein „Abendlied an die Natur" beseelt:

„Geliebte, die mit ewiger Treue
und ewiger Jugend mich erquickt,
du einzige Lust, die ohne Reue
und ohne Nachweh mich entzückt —
Sollt' ich dir jemals untreu werden,
dich kalt vergessen, ohne Dank,
dann ist mein Fall genaht auf Erden,
mein Herz verdorben oder krank."

Dabei fabuliert er nicht aus der blauen Luft heraus; er hält sich an Geschautes und Erlebtes und gibt es wieder, nachdem es durch seine seelische Vertiefung an Bedeutung gewonnen hat, die wiederum gedämpft wird durch die bloße Rückerinnerung. Und weil die „unvergänglich hohen Werke herrlich wie am ersten Tage" und überall gegenwärtig sind, weil ferner der junge Dichter sich völlig im Einklang mit der Natur und den Zusammenhang im All und Einen fühlt, kann jene weltschmerzliche Stimmung nicht entstehen, die sich aus dem nur scheinbaren Gegensatz zwischen dem endlichen Ich und dem unendlichen All ergibt und manches junge Menschenherz quält und schädigt, ja es widerstandslos macht gegen die Schläge des Schicksals.

Nicht, daß Keller keinen Schmerz empfunden hätte über den frühen Hinschied seiner Jugendgeliebten Henriette Keller; diese feiert im „Grünen Heinrich" als Anna ihre wehmutvolle Auferstehung, und sein erstes Gedicht „Das Grab am Zürichsee" aus dem Jahre 1838 zeigt, daß ein tiefes Leid ihn traf, obschon es in Heines tändelndem Liederstil verfaßt ist. Jahre hindurch galten seine Lieder der Erinnerung an die Tote; ihm war jedoch die Gabe geworden, sich durch seine Kunst von den Bitternissen des Daseins zu befreien, und so erschien ihm die Tote in immer lichter werdender Verklärung. Und hinter ihm stand jene unsterbliche Geliebte, die auch im schärfsten Streit mit warmen Mutterblicken auf ihm ruhte und ihm Treue hielt bis ans Ende seiner Tage, die ewig junge Natur. Noch Eines: Heiter leuchtet ihm der Frühstern guten Strebens, in dessen Schein er treu durchs Leben gehen will. Und endlich: schon sein erster Zyklus „Siebenundzwanzig Liebeslieder" (1844-45) zeigt neben einer natur-

Marie Stiefel: Interieur.

haften allumfassenden Phantasie bereits einen ungewöhnlichen Reichtum des Herzens und des Geistes.

Vielleicht verhinderte es gerade dieser Reichtum, daß sein Stern ihn früher, als es geschah, aus dem Irren und Schwanken hinausführte; zweifellos auch das dunkle Bewußtsein, daß er Außergewöhnliches zu leisten imstande sei, welchem schon früh die andere Erkenntnis gegenüberstand, für die er im Jahre 1863 in einem Bettagsmandat die Formel fand: „Alles Edle und Große ist einfacher Art." Je mehr er sich in Welt und Literatur, besonders in der Wahrheit Lessings, der Schönheit Goethes, der Freiheit Schillers und in der Mystik der Romantiker umsah, desto schwächer mußte das Vertrauen werden, daß er jene menschliche und künstlerische Reife besitze, der allein jenes Edle und Große entspringt, auf das sein Sinnen und Trachten gerichtet war. Das ernsthafte Streben, das ihn von den Allzuvielen zu seinem Vorteil unterscheidet, sein Bestes zu geben, von dem jeder in sich eine dunkle Vorstellung hat, wurde lahmgelegt durch die Wahrnehmung, daß die von ihm ersehnte Tüchtigkeit noch nicht vorhanden, also auch seine Entfaltung unmöglich war. Gewissenhaftigkeit gegenüber sich selbst, der Kunst und der Welt hielt ihn davon ab, mit innerlich unreifen und äußerlich unfertigen Werken vor die Menschen zu treten. Wir wissen, wie schwer es ihm aus diesem Grunde fiel, seinen „Grünen Heinrich" nicht nur zu vollenden, sondern aus der Hand und auf den Markt zu geben. Und doch war er damals 36 Jahre alt. Weil der langsam entstandene Roman seiner Weltanschauung und Kunstauffassung, die inzwischen der Reife entgegengingen, nicht mehr entsprach, schrieb er die letzten Kapitel tatsächlich unter Tränen, und als jene Elemente ihre endgültige Läuterung erfahren hatten, ging er an eine gründliche Umarbeitung, die er in jeder Richtung vor der Welt und vor sich verantworten konnte. Volle 28 Jahre nach der ersten Ausgabe erschien der „Grüne Heinrich" in neuer Fassung. Der Ernst, mit dem er bei der Umgestaltung zu Werke ging und die allfälligen Neu-Herausgeber der ersten verfehmte, beweist seine schier unbegreiflich leidenschaftliche Gewissenhaftigkeit.

Und doch hätte er äußern Anlaß gehabt, sich und seiner Mutter, der er so gerne eine Stütze statt einer Last gewesen wäre, das Leben dadurch leichter zu machen, daß er wie die Allzuvielen billige Marktware schrieb. Allein er fand seine Genugtuung und, wie wir jetzt sehen, seine Größe darin, mit seiner Seele zu ringen wie Jakob mit dem Engel. Und der Segen blieb nicht aus, weder für ihn noch für die kommenden Geschlechter, die seine Werke besser zu schätzen wissen als seine Zeitgenossen. „Der

grüne Heinrich" brauchte 30 Jahre bis zu seiner 3., „Die Leute von Seldwyla" ebensoviel bis zur 5. Auflage. Heute stehen diese beiden Hauptwerke in jeder gediegenen Hausbücherei; und man nimmt sie zur Hand, wenn man seine Seele in schöner Umwelt will Sonntag feiern oder im klaren Spiegel des Humors will lächeln lassen über die eigene Unzulänglichkeit.

Aber welche Kämpfe hatte er auszukämpfen, bis er sich selbst und seine hohen Ziele fand, denen er als Jüngling schon ahnungsvoll zustrebte!

„Wer ohne Leid, der ist auch ohne Liebe,
Wer ohne Reu', der ist auch ohne Treu,
Und dem nur wird die Sonne wolkenfrei,
Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe."

Marie Stiefel: Porträt von Prof. Felber †.

Aus der träumerischen Willenlosigkeit schreckten ihn plötzlich die Trompetenstöße politischer Dichter der vierziger Jahre und schürten in ihm die Glut, die alsbald Flammen schlug und in farbenprächtigen Gedichten ausströmte. In München erlebte er drei Jahre lang zwischen Müßiggang und Malstudien, das Hungerkapitel im „Grünen Heinrich", ohne als Künstler auf einen grünen Zweig zu kommen. Nach Zürich zurückgekehrt, gewann er sich durch seine dichterischen Versuche die Achtung hervorragender Männer und entdeckte seine Gabe, als er, durch die Lektüre jener Dichter hingerissen zu den Parteikämpfen in der Heimat Stellung nahm und zornige Verse schmiedete gegen die Reaktion auf politischem und religiösem Gebiete und für das neue Recht des Volkes wie für ein freies Geistesleben. Es war für ihn ausgemacht, daß der Dichter nicht ins stille Kämmerlein gehöre, sondern sich den ernsten Lebens- und Volksfragen zu widmen habe. Die Zeit ergriff ihn mit eisernen Armen. Stürmisch schlug ihm das Herz und floß ihm das Blut durch die Adern. Aber es bleibt merkwürdig, wie ihn der Wahrheitsdrang unterscheiden lehrte und ihn davon abhielt, sich einer extremen Partei dauernd zu verschreiben. Weder die Kommunisten noch die Atheisten bekamen Gewalt über ihn. Der Künstler in ihm trug den Sieg über den Politiker davon und aus der Tiefe und Fülle seines Naturerlebens rangen sich die urwüchsigen „Gedichte" empor, die 1846 erschienen und seinen Namen in die erste Reihe brachten. Unser schönstes Vaterlandslied befindet sich bereits in diesem Bändchen. Das Ergebnis des politischen Feldzugs aber war die Erkenntnis, daß jeder Einzelne sich als Diener der Volksgemeinschaft zu betrachten und sein Leben danach einzurichten habe, wie die Quelle seines Wertes selbst im Volke springt und jeder, was er ist, doch dieser Quelle dankt (Prolog zur Schillerfeier). Über die Partei geht das Vaterland. Daß im Jahre 1878 aus den politischen Kämpfen der vierziger Jahre der Bundesstaat mit seiner wahrhaft demokratischen Verfassung hervorging, erfüllte ihn mit stolzer Genugtuung, und im Jahre 1852 reichte er in

dem Gedichte „Die Landesſammlung zur Tilgung der Sonderbundskriegsſchuld“ den beſiegten Eidgenoſſen die Hand zur Verſöhnung:

„Doch nun der Streit geſtritten iſt,
ſo ſind wir wie Ein Mann,
ein Mann, der ſich bezwungen hat,
und Niemand geht's was an!
Wir teilten in die Arbeit uns
als werkerfahr'ne Geiſter;
doch keiner hat nun Knechteslohn,
und Alle ſind wir Meiſter!“

Dies alles, ohne daß ſeine angeborene Liebe zum Vaterlande blind geworden wäre; er kritiſierte, rief zur gewiſſenhaften Mitarbeit auf und weckte beim Einzelnen wie bei ganzen Klaſſen den Sinn für die Verantwortlichkeit gegenüber dem Volke. „Achte jedes Mannes Vaterland; aber das Deinige liebe“, hieß ſein ſchöner Wahlſpruch; aber ſchon damals meldete ſich der Weltbürger in ihm zum Worte: „Ohne die große und tiefe Grundlage und die heitere Ausſicht des Weltbürgertums iſt der Patriotismus ein wüſtes, unfruchtbares und totes Ding.“ Es erſchien ihm als notwendig, daß man am Fremden das Vortreffliche ſchätze, und während er für die Sache der Freiheit kämpfte, ſtieg bereits die bange Ahnung von der kommenden Macht und Gewaltpolitik in ihm auf, die unſere Tage verwirrt, und gab der Sehnſucht nach dem Völkerfrieden ergreifenden Ausdruck:

„Es wandert eine ſchöne Sage
wie Veilchenduft auf Erden um,
wie ſehnend eine Liebesklage
geht ſie bei Tag und Nacht herum.
Das iſt ein Lied vom Völkerfrieden
und von der Menſchheit letztem Glück,
von goldner Zeit, die einſt hienieden;
der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.
Wo einig alle Völker beten
zum Einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
ihr leuchtend Recht geſprochen wird.

Zweimal ergriff ihn in dieſen Jahren die Liebe zu edeln und begabten Mädchen, ein drittes Mal in Heidelberg, wohin er 1848 dank eines Stipendiums überſiedelte, ein viertes Mal in Berlin. Immer galt es für ihn zu verzichten; aber er war redlich genug, den Fehler bei ſich zu ſuchen, und immer wieder fand er Befreiung im lyriſchen Gedicht, von denen einige wie „Die Begegnung“, „Die Entſchwundene“ unvergänglich ſchön ſind; Befreiung aber in der Arbeit überhaupt. Dieſe Erfahrung und ſeine innern Glaubenskämpfe unter Feuerbachs Führung in Heidelberg vermochten ihn deshalb nicht zu verbittern, ſondern ſie regten ſeinen tiefgründigen Geiſt nur an, mit ſich und der Welt in Einklang zu kommen durch Einordnung in den geſetzmäßig gewordenen Organismus der menſchlichen Geſellſchaft. Die Freiheit des Einzelmenſchen, die unſere Jugend ſo unbedingt als möglich wünſcht, beſchränkte ſich für ihn alsbald durch die Notwendigkeit der Geſamtwohlfahrt, und je mehr ſein Glaube ſich mit dem Diesſeits begnügte, deſto größer erſchien ihm die Verantwortlichkeit des Einzelnen, da es keine Möglichkeit gab, die Verfehlungen auf dieſer Erde in einem unbekannten Lande wieder gutzumachen. Damit verzichtete er nicht auf den Glauben an den ſchöpferiſchen Geiſt, den er bis zuletzt verehrte, und ſein Gott iſt kein ſtrafender zürnender Jehova, ſondern er hat ein freundlich lächelndes Weltangeſicht. Darum blieb er auch dem Materialismus unſerer Tage feindlich geſinnt. Bezeichnend ſind folgende Verſe aus der Cantate zum 50jährigen Jubiläum der Zürcher Hochſchule:

Das Urmaß aller Dinge ruht
in Händen nicht, die endlich ſind;
es liegt verwahrt in Schatzgewölben,
die kein vergänglich Auge ſchaut ....

und am Schluſſe:

Reich immer froh dem Morgen,
o, Jugend, deine Hand!
Die Alten mit den Sorgen
laß auch beſteh'n im Land!
Ergründe kühn das Leben,
vergiß nicht in der Zeit,
daß mit verborgenen Stäben
mißt die Unendlichkeit.

Die religiöſen Fragen beſchäftigten ihn bis zu ſeinem Tode. Eine ſo zarte, ſchöne Sache wie das Chriſtentum iſt, wollte er mit Liebe behandelt wiſſen. (1843). Die rationelle Monarchie war ihm in der Religion ſo widerlich geworden wie in der Politik, wie er an Freiligrath ſchrieb (1850), und im „Martin Salander“ (1886) ſteht das Bekenntnis: „Abgeſehen von den Fragen häuslicher Andacht, hielt ich ſtets dafür, daß man überhaupt angeſichts der Stellung, welche die chriſtliche Religion in der Weltgeſchichte wie im Leben der Gegenwart einnimmt, gar nicht ermächtigt ſei, den Kindern deren Inhalt zu unterſchlagen, wie er ſich jeweilen für einmal darſtellt. Man hat die Pflicht, ihnen das Entwickeln freier Überzeugung für das Alter der Mündigkeit offen zu halten; dazu müſſen ſie erfahren, was bis auf

ihre Zeit bestanden hat, und müssen hören, was die Religion selbst von sich sagt, nicht was andere von ihr aussagen."

Das ist lebendiges, nicht erstarrtes Christentum.

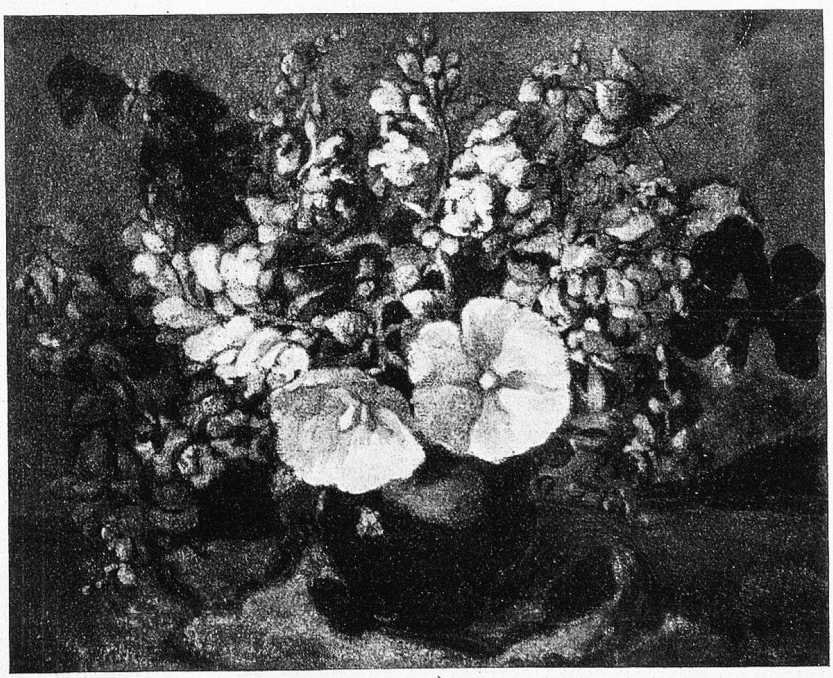
Wenn er sodann als richtiges Weltkind die Freude am Dasein predigt, uns im „Abendlied" ermahnt, von dem goldenen Überfluß der Welt zu trinken, so steht dicht dabei die Erinnerung an den Tod, so daß neben der Aufforderung zum Genuß diejenige zur Entsagung zur Geltung kommt.

Die ernste Lebensauffassung, die sich aus seiner Weltanschauung ergab, eine gewisse Unbeholfenheit und ein mannhaftes Schamgefühl, wie sie ihm eigen waren, machten ihm seinen Aufenthalt in Berlin (1850—55), wo leichtlebige und federgewandte Schriftsteller obenauf schwammen, nicht gerade zu einem angenehmen. Sein politischer Freisinn stimmte ebensowenig zur neuen Umgebung wie seine religiöse Überzeugung zum Spiritismus, der dort üppige Pflege erfuhr. Eine neue Leidenschaft blieb unerwidert, die Dramen, die er im Kopfe, aber nicht auf dem Papier hatte, konnten nicht auf die Bühne kommen; dagegen wuchsen die Schulden beständig, daß er in Not geriet, und dies trotzdem er die „Neueren Gedichte", den „Grünen Heinrich" herausgegeben, und zum großen Teil auch die „Leute von Seldwyla" vollendet hatte.

So war die Heimkehr für ihn eine Erlösung aus dauernden Gewissensqualen. Sie leitete jedoch nur eine neue Enttäuschung ein, als er in der Heimat, die er mit seinen Liedern und Erzählungen verherrlichte, mit 36 Jahren noch kein Auskommen fand, obschon in Zürich der Reichtum den Gründern die Truhen füllte. Sein Humor schien dem Groll das Feld räumen zu wollen, als es endlich seinen Freunden gelang, ihm 1861 das Amt eines Staatsschreibers zu verschaffen, das seinem Leben während 15 Jahren einen festen Halt gab und ihm ein sicheres Brot gewährte.

Welch eine sittliche Willenskraft setzte es voraus, wenn Gottfried Keller, der, während dreißig Jahren stellenlos, nie an Pflichtarbeit und regelmäßiges Schaffen gewöhnt worden war, sein Amt, von einer Pflichtversäumung am ersten Tage abgesehen, mit solcher Pünktlichkeit und Umsicht versah, daß er mit Recht der beste Staatsschreiber der Schweiz genannt wurde. (200 Bände Ratsprotokolle legen davon Zeugnis ab). Nun erkennen wir, daß Staatsgesinnung und Vaterlandsliebe bei ihm nicht leere Begriffe, sondern heilige Notwendigkeiten, Herzens- und Charaktersache, treibende Kräfte waren, denen er willig gehorchte. Er, der sich eine erstaunliche, ebenso umfassende als gründliche Selbstbildung erworben, hatte im stillen ein ebenso großes Werk der Selbsterziehung vollbracht, die echt war und nirgends auf den Schein gerichtet. Dabei war ihm die veredelnde Beschäftigung mit dem großen Schrifttum zu Hilfe gekommen. Daher heißt es in seinem Prolog zur Schillerfeier:

„Zur höchsten Freiheit führt allein die Schönheit;
die echte Schönheit nur erhält die Freiheit . . . .
Vollkraft und Ebenmaß gibt sie dem Denken,
schon eh' es sinnlich sich zur Tat verkörpert,
und knechtisch ist das unschön Mißgestalte
im Keim verborgener Gedanken schon . . . .
Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt,
die süß und einfach da am liebsten wohnt,
wo edle Sitte sich dem Reiz vermählt
und der Gedanken strenge Zucht gedeiht!
Die Schönheit ist's, die nicht zum Ammenmärchen
die Welt uns wandelt und das Menschenschicksal,
zaghaft der Wahrheit heiligem Ernst entfliehend —



Marie Stiefel: Stilleben.

Nein! die das Leben tief im Kern ergreift
und in ein Feuer taucht, draus es geläutert
in unbeirrter Freude Glanz hervorgeht,
befreit vom Zufall, einig in sich selbst —
und klar hinwandelnd wie des Himmels Sterne!

Diese Erkenntnis des Wesens der Schönheit hat unsern Gottfried Keller zu einer solch tiefen innern Harmonie und Lebensweisheit geführt, daß er wiederum uns ein Führer sein kann.

Zweifellos erlangte unser Dichter durch die neue Tätigkeit jenen Einblick in die treibenden Kräfte des Staatslebens, welcher seiner spätern Dichtung einen Hauptwert verleiht. Dazu kam die Wohltat einer geregelten Arbeit, die zur Folge hatte, daß auch nach der Niederlegung des Amtes der Rhythmus des Schaffens anhielt und Kraft und Humor wieder in Schwung kamen.

Die „Zürcher Novellen" erschienen nun, der „Grüne Heinrich" wurde umgestaltet, „Das Sinngedicht" und „Martin Salander" mehrten seinen Ruhm. An seinem 70. Geburtstag 1889 gab man seine gesammelten Werke heraus.

Als er ein Jahr darauf starb, trauerte die Welt um ihn, soweit die deutsche Sprache reicht. Aber es war ein Sterben zu neuem Auferstehen; denn „wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten." Er lebt durch seine Werke, in denen sich eine Persönlichkeit ausspricht, die, trotz aller Hemmnisse und alles äußern Elends, durch ihr naturhaftes Wachstum erfreut und erhebt, und, da ihr Leben der Wahrheit und der Schönheit gewidmet war, über alles Erlenleid zu trösten vermag. Sie übt heute eine stärkere Wirkung aus als je und dies verdankt sie dem seelenstärkenden Zauber, mit dem sich in seinem Lebenswerk „Dichtung und kräftige Wirklichkeit durchdringen", und jenem heitern, versöhnlichen Gleichmut, der sich aus der Überwindung äußerer und innerer Hemmnisse einstellt und den wir Humor nennen.

Die innere Heiterkeit, welche seinem Lebenswerk eignet, wollte ihm manchmal und nicht ohne Grund abhanden kommen und der Verzweiflung das Feld räumen; aber da sie in letzter Linie auf einer außergewöhnlichen physischen und geistigen, durch Arbeit gesteigerten Kraft beruhte, mußte sie den Sieg behalten, solange diese Grundlage nicht zerstört wurde. Nun strahlt sie uns aus seinen Werken, selbst aus seinen tragischen, in allen Farben des Regenbogens entgegen und erfreut uns durch ihre Tiefe.

Eine Willensleistung von höchster Spannung war schon die Umgestaltung des „Grünen Heinrich". 25 Jahre lagen zwischen der ersten und der zweiten Fassung; tausend Fäden galt es aufzugreifen und sie zu jenem Netz zu ordnen, dessen strahlenden Bau wir jetzt bewundern.

Die Weltanschauung, aus der die Neugestaltung erfolgte, war eine andere geworden. Der Dichter mußte, wenn er nicht seine eigene Lebensführung mit ihrem deutlichen, ja glänzenden Aufstieg Lügen strafen wollte, seinem Helden, der in der ersten Form durch sein Verharren im Kern seines Charakters fatalistisch beengt war, jene Freiheit zur Entwicklung innerhalb der Grenzen seines Charakters geben, welche den Grund- und Vorzug der menschlichen Natur ausmacht. Zudem galt es, die tausend Widersprüche zwischen einst und jetzt aufzulösen oder zu vermählen, einzelne Gestalten in ihrer Entwicklung weiter und emporzuführen.

Die selbe gereifte Kunstauffassung, strenge Sichtung und Zusammenraffung, und die gleiche Lebensauffassung, welche selbst vor ganz modernen Problemen nicht Halt macht, eignen auch dem „Sinngedicht", wo die einzelnen Novellen als Ganzes durch das Gegenspiel von Sitte und Lebensdrang wie zu einem Krystall zusammenschießen und uns durch ihre Abrundung ebenso erfreuen wie die Begebenheits-Novellen Boccaccios, aber darüber hinaus den großen Reiz und Wert moderner psychologischer Vertiefung gewähren.

Diese strenge Zusammenfassung und Geschlossenheit kommt in seinem letzten Roman „Martin Salander" nicht mehr ganz zur Geltung; auch der Ausdruck ist nicht mehr so knapp und satt, die Sprache funkelt nicht mehr so warm, die Bildkraft ist nicht mehr so hoch getrieben wie in seinen früheren Werken. Die ewige Frische der Natur, das Waldesrauschen, das Wogen des Kornfeldes, der perlende Glanz der Flüsse und das Dampfen der Wiesen spielen nicht mehr so unmittelbar in die Darstellung hinein. Aber wie ist das Herz des Dichters noch ganz von einer Empfindung erfüllt: der Liebe zum Vaterlande! Wie wettert er über die überhandnehmende Heuchelei, die Üppigkeit, die Mode- und Gewinnsucht, welche zur Begehrlichkeit der Menge führen, der das Gegengewicht der treuen Pflichterfüllung fehlt; wie zürnt er den Schlächtern der Güter und Wälder, den gewissenlosen Politikern, denen es mehr um den hohen Sessel als die gute Sache zu tun ist, so

daß sie ihre Parteinahme dem Entscheid der Würfel überlassen. Aber was ist dagegen die Maria Salander wieder für eine prachtvolle Frau in ihrer bescheidenen Klugheit und gelassenen Tapferkeit! Wie wächst ihr Mann Martin trotz wiederholten Mißgeschicks an ihrer Seite aus den Irrungen und Wirrungen geschäftlichen und politischen Lebens heraus und empor! Wie deutlich wird er sich bewußt, und führen seine Reden und Handlungen es uns zum Bewußtsein, daß nur jener Reichtum Wert hat, der auf die Erziehung der Jugend verwendet wird. Wichtiger als der äußere ist der innere Wohlstand.

Wie besorgt ist Martin — und wir dürfen hier Gottfried Keller unterschieben — um die Zukunft unseres Landes, in welchem es, wie er sich ausdrückt, demnächst soziale „Postulate der Notwendigkeit" regnen wird — was wir jetzt erleben! Aber wie schön ist sein Vertrauen auf die besser erzogene Jugend, die sich weder mit dem Gelde, noch ohne dasselbe fürchtet, weil sie sich gelobt hat, das Land und Volk nie verlassen zu wollen, mag es beschließen, was es will, und welche das Mitwirken am Geschicke des Volkes an sich herankommen lassen will. Wie erfreut es ihm das Herz, wahrzunehmen, daß sein Sohn Arnold und mit ihm die heranwachsende gebildete Jungmannschaft, die wohl strebsam sein, aber nicht dem Strebertum verfallen will, im Verkehr kein unfreisinniges Wort brauchen, welches auf Mißachtung des Volkes hätte schließen lassen"; ausgenommen gegenüber „gemeinen Sykophanten", die eben in der Presse oder in den Räten spukten. „Ihre Phrasenlosigkeit im Gespräch und ihre unverdorbene Ehrlichkeit erfrischt ihm das Herz und er ist sicher, daß er sein Geld nicht umsonst für Arnold ausgegeben hat. Wenn es viel solch junge Mannschaft gibt, ist ihm vor unserer Zukunft nicht bang" .... Wahrhaftig, da ist nichts vom üblichen Pessimismus des Greisenalters zu verspüren. Da ist Hoffnung, Zuversicht, Kraft. Der Freisinn, den Gottfried Keller preist, ist nicht die Umschreibung von Parteiinteressen, sondern jene Gesinnung, die sich dem beständig wachsenden Naturrecht des Menschen, sowie den Forderungen der Vernunft im allgemeinen erschließt und sich tatkräftig dafür einsetzt. Nur ein Volk, das diesen Freisinn betätigt, verdient, daß Gott seinen schönsten Stern über seinem irdischen Vaterland leuchten läßt. Wir wissen, daß unsere Aufgabe noch lange nicht gelöst ist und daß wir deswegen einstweilen nicht unterzugehen brauchen, sondern noch vollauf zu wirken haben, solange es Tag ist.

Wir schöpfen aus diesen Werken, sofern wir sie erlebt haben, die tiefe Überzeugung, daß der Einzelne nur aus der Gemeinschaft heraus, der er angehört und in der er wirkt, an der Erneuerung der Welt mitarbeiten kann. Hier, im engen Kreis des Vaterlandes gilt es zu schaffen; der Einzelne und seine Gemeinschaft müssen erst besser werden, wenn es mit der Menschheit vorwärts gehen soll, die sich ihrerseits um den Einzelnen nicht kümmert. Die kleine Gemeinschaft muß den Sauerteig abgeben für die größere.

Die Liebe zum Vaterlande, die aus dem literarischen Vermächtnis Gottfried Kellers, besonders dem „Martin Salander", dem „Grünen Heinrich", dem „Verlorenen Lachen", dem „Fähnlein der sieben Aufrechten", der „Regel Amrain", den „Zürcher Novellen", siegverheißend zu uns spricht, beweist zur Genüge, daß sie ihm eine Herzenssache war; aber er hat sie bestätigt und bekräftigt durch die Tat, indem er sein Vermögen unserer höchsten Bildungsanstalt und der Eidgenössischen Winkelriedstiftung vermachte. Allein die Liebe der ganzen dichterischen Persönlichkeit erschöpft sich darin nicht. Sie äußert sich vielmehr in allen Gestalten, die sein schöpferischer Geist hervorgebracht hat; auch in der komischen: den Kammachern und ihrer Angebeteten, Viggi Störteler, Strapinsky, Pankraz und andern, weil nichts Menschliches weder im politischen Leben, noch in der Wissenschaft, noch in der Kunst dem eifrig lernenden Dichter fremd geblieben ist. Daher stellt sich auch bei ihm wie bei allen großen Humoristen der tragische Unterton in den komischen Werken ein; dieser ergibt sich aus dem Mitleid mit der unvollkommenen menschlichen Kreatur, aus der tiefdringenden Kenntnis unserer Seelenzustände, wie aus dem Verständnis für die Unzulänglichkeit der menschlichen Einrichtungen.

Sein Geist blieb, im Gegensatz zu den Naturalisten, nirgends an der Oberfläche der Dinge haften, sondern suchte die ganze Wirklichkeit, die sinnliche wie die geistige, das Gesetzmäßige in allen Erscheinungen des Lebens zu erfassen. Die Haltung seines prachtvollen sinnenden Hauptes, die innere Geschlossenheit der Züge, die keine äußere Störung duldet, zeigt uns, wie er den Gegenstand seiner Betrachtung mit eisernem Willen festhielt, bis er ihn bewältigt hatte. Und

erstaunlich ist die gesammelte Kraft, mit der er die Geschicke der Bauern und Handwerker, Staatsmänner, Gelehrten, der Streiter für den Herrn, der Krieger, Sänger und Schützen, der spekulativen Toren und Nichtsnutze, wie er die Loose der anmutigen heitern und tapfern Frauen, der unverstandenen Mädchen und irrenden Knaben, unser ganzes Volk so tief erfaßt, die urwüchsigen Charaktere so gründlich und naturhaft aus ihrem innern Wesen herausgestaltet, daß sich mit uns die ganze deutsch sprechende Welt in beglückender Spiegelung erkennt.

Im besondern hat er zuerst und ohne empfindsame Übertreibung die Geistesnot und das Naturrecht der Jugend in ergreifender Deutlichkeit dargestellt und Bahn gebrochen für die in unserer Zeit mächtig aufklärende Kindheitsdichtung. Schon dafür soll ihm die strebsame Jugend Dank wissen. Mit Stolz können wir von „unserm" Gottfried Keller sprechen, wenn wir ihn uns zu eigen gemacht haben. Und wenn wir außer seiner Dichtung auch seine „Nachgelassenen Schriften", seine Tagebücher und seine herrlichen Briefe verarbeiten, werden wir die alte Erkenntnis erleben, daß es keinen großen Dichter geben kann, der nicht eine große Persönlichkeit wäre. Und diese wiederum ist nicht denkbar ohne die schöpferische Kraft und das sie überwachende Gewissen. Beides finden wir bei Gottfried Keller in vollem Maße vor. Er führt uns nicht im Flugzeug seiner Phantasie nach Wolkenkuckucksheim, sondern er zeigt uns das Leben dieser Erde und wird uns für diese tüchtig machen und dankbar gegenüber dem ewigen schöpferischen Geist.

Nun erfassen wir auch die Bedeutung der letzten großen Vision, welche Gottfried Keller auf seinem Sterbebette hatte. Sie mag für ihn wie für uns alle, namentlich aber für die werdenden Männer, eben so symbolisch als heilsam sein: Zwei ganz in gediegenem Gold gepanzerte Ritter standen die ganze Nacht an der Wand, dem Dichter gegenüber, und schauten ihn unverwandt an. Umständlich wußte der sterbende Dichter zu schildern, wie die Helme das obere Gesicht in tiefen Schatten gestellt und wie die Glanzlichter auf dem feinen Gold geblitzt hatten. Immer wieder kam er auf die Erscheinung zurück und die Schilderung des wunderbaren Glanzes.

Ein Rätsel will sich uns lösen.

Sind es nicht die Ritter, die sein Geschick wie das unsrige und das der kommenden Geschlechter bewachen müssen, wenn anders die Menschheit nicht verrohen soll! Die Ritter, die er am Schluß des Gedichtes zum großen Schillerfest einführt?

> Seine unsichtbaren Hüter
> lehnten am Standartenschaft
> in den goldnen Wappenröcken:
> Das Gewissen und die Kraft!

Dies sind die beiden Genien, die Gottfried Kellers Leben den großen Rhythmus gaben und ihm zum Siege verhalfen.

Daraus erkennen wir, daß es noch einen höhern Rhythmus gibt als Wachen und Schlafen, Arbeiten und Genießen, fatalistisches Beharren und utopistisches Begehren. Wenn wir ferner erfahren, welch ungeheure Mühe er sich gab, die Vergangenheit zu durchdringen und überall an sicheres Wissen anzuknüpfen, werden wir das Netz unserer eigenen Arbeit nicht in die haltlose Luft einer ungewissen Zukunft hängen, daß es beim ersten Windstoß zerflattert. Wir werden es einspannen in das feste Gerüste der Vergangenheit, so daß es den Stürmen des Geschickes stand hält.

Folgen wir auch hier unserm größten schweizerischen Dichter und Erzieher, unserm Gottfried Keller, der auf festem Boden stand, auch wenn er zu den Sternen aufblickte:

„Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht;
doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht!"

Mögen die beiden Genien Gottfried Kellers uns und unser ganzes Volk beschützen!

A. V.

Die Uhr.

Aus Großmutters Stube hergebracht,
Schlägt sie getreulich Tag und Nacht.

Zufrieden im Eckchen künd't sie allzeit,
Die Stunden zu eherner Ewigkeit.

Und nachts, wenn ich halte bange Wacht:
Flüstert sie in mein Herze ganz sacht:

„Die Stunde, sie kommt, sie ist nicht mehr fern,
„Da leuchtet Dir auch ein freundlicher Stern!"

W. A.